

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag eines Verurtheilten.

7) Von Victor Hugo.

Aus dem Französischen von Paul Linsemann.

„Ich bin,“ sagte er mit einem höflichen Lächeln, „Beamter bei dem königlichen Gerichtshofe zu Paris. Ich habe die Ehre, Ihnen eine Botschaft von Seiten des Herrn Oberstaatsanwalts zu überbringen.“

Die erste Erschütterung war vorüber. Meine volle Geistesgegenwart war mir wieder gekommen.

„Also der Herr Staatsanwalt,“ antwortete ich, „hat so dringend meinen Kopf gefordert? Viel Ehre für mich, daß er mir schreibt. Ich hoffe, daß mein Tod ihm großes Vergnügen bereiten wird; denn der Gedanke würde mir hart ankommen, daß er ihm nun gleichgiltig wäre, nachdem er ihn so eifrig verlangt hat.“

All das habe ich gesagt. Ich fuhr mit fester Stimme fort:

„Bitte, lesen Sie.“

Er machte sich daran und las ein langes Schreiben vor. Beim Ende jeder Zeile schlug das Sprechen in Singen um, und in der Mitte eines jeden Wortes machte er eine Pause.

Es war die Verkündung meiner Berufung.

„Das Urtheil wird heute auf dem Gräveplatz vollzogen werden,“ fügte er hinzu, als er mit der Vorlesung fertig war, ohne von seinem Stempelbogen aufzusehen. „Punkt sieben einhalb Uhr gehen wir nach der Conciergerie ab. Würden Sie die Güte haben, mein Lieber, mir zu folgen?“

Seit einigen Augenblicken hörte ich nichts mehr. Der Direktor plauderte mit dem Priester; der Beamte hatte sein Auge auf das Papier geheftet, und ich starrte auf die Thür, die halb offen geblieben war.

„Ach! ich Unglücklicher! Vier Soldaten auf dem Flur! Der Beamte wiederholte seine Frage. Er sah mich diesmal an.“

„Wann Sie wollen,“ antwortete ich. „Nach ihrem Belieben.“

Er grüßte mich zum Abschied:

„Ich werde die Ehre haben, Sie in einer halben Stunde abzuholen.“

Dann ließen sie mich allein.

Ein Mittel zur Flucht! Jrgend ein Mittel! Ich muß entfliehen! Ich muß! Auf der Stelle! Durch die Thüren, durch die Fenster, durch das Dach! Selbst, wenn mir die Balken das Fleisch in Stücke rissen!

Tod und Teufel! Monate brauchte ich, um diese Mauer mit guten Werkzeugen zu durchbrechen, und ich habe weder einen Nagel noch eine Stunde Zeit!

XXII.

Nach hierher bin ich aus der Conciergerie „überführt“ worden, um den Ausdruck des Protokolls zu gebrauchen.

Aber die Ueberfiedelung verdient erzählt zu werden.

Es schlug halb acht, als der Beamte von Neuem an der Thür meiner Zelle erschien.

„Ich erwarte Sie,“ sprach er zu mir.

Ganz recht! Er und Andere warten!

Ich erhob mich und that einen Schritt — ich glaubte kaum, einen zweiten machen zu können, so schwer war mein Kopf und so schwach meine Beine. Jedoch gewann ich wieder einige Kraft und ging ziemlich fest weiter. Bevor ich aus der Zelle hinausging, sah ich mich noch einmal darin um. — Meine Zelle war mir sehr lieb geworden. — Ich ließ sie leer und offen, was einem Kerker ein seltsames Aussehen giebt.

Uebrigens wird er nicht lange so bleiben. Diesen Abend erwartet man dort wieder einen, mit dessen Verurtheilung das Schwurgericht gerade beschäftigt ist, wie die Schlichter erzählen. In der Wendung des Ganges begegnete uns der Gefängnißprediger. Er kam soeben vom Frühstück.

Als ich aus dem Gefängniß heraustrat, schüttelte mir der Direktor freundlich die Hand und verstärkte meine Bedeckung durch vier Veteranen.

Vor der Thür des Krankensaales rief mir ein sterbender Greis zu: „Auf Wiedersehen!“

Wir kamen auf den Hof. Ich athmete auf. Das hat mir wohlgethan.

Wir gingen nicht lange in der freien Luft. Ein Wagen mit Postpferden bespannt, hielt im ersten Hof; derselbe Wagen, der mich hergebracht hatte; ein zweirädriger länglicher Wagen, den ein dachmashiges Quergitter in zwei Theile theilte. Jede Abtheilung hatte eine Thür, die eine am Vordertheil, die andere am Hintertheil des Wagens. Alles starrte von Schmutz. Der Leichenwagen der armen Leute ist dagegen noch eine Staatskarosse.

Bevor ich in dieses zweirädrige Grab stieg, warf ich noch einen Blick auf den Hof, einen jener verzweifelten Blicke, von denen man glauben sollte, er müsse die Mauern einstürzen können. Der Hof, ein kleiner, mit Bäumen bepflanzter Platz, war mit noch mehr Zuschauern bevölkert, als damals, da die Sträflinge in Eisen gelegt wurden. Schon war die Menge da!

Wie damals, so regnete es auch heute. Ein feiner und eifriger Regen, der noch zur Stunde fällt, als ich dies niederschreibe, der zweifelsohne den ganzen Tag andauern und mich überleben wird.

Die Wege waren grundlos, der Hof voll Schlamm und Wasser. Es machte mir Vergnügen, die Menge in diesem Schmutz stehen zu sehen.

Wir stiegen ein, der Beamte und ein Gendarm in den vorderen Theil; der Priester, ich und ein zweiter Gendarm in den hinteren Theil. Vier Gendarmen zu Pferde eskortirten den Wagen. So waren ohne den Postillon acht Mann Bedeckung für einen Menschen.

Als ich einstieg, sagte eine Alte mit grauen Augen, die in der Nähe stand: „Ich sehe mir so etwas auch lieber an, als wenn die Sträflinge ange schmiedet werden.“

Freilich! Das ist ein Schauspiel, das man mit einem Blick überschaut, das nicht lange dauert. Zudem ist es ebenso schön und hat noch seine Vorzüge. Nichts leuchtet ab. Es ist nur ein Mensch da, und auf diesen einen Menschen häuft sich ebenso viel Glend als auf alle Sträflinge zusammen. Dicht gedrängt liegt es auf ihm. Für den abgehärteten Zuschauer ist es wohlthuend wie ein kräftiger, gnuschnackender Schnaps!

Der Wagen schwankte. Mit dumpfem Gepolter fuhr er unter der Wölbung des großen Thores hin. Dann bog er in die Allee ein und die schweren Thürflügel von Vicetre schlossen sich hinter ihm. Ich fühlte mich ganz betäubt, wie ein Mensch, der, in Bethargie verfallen, sich weder bewegen noch rufen kann und hört, wie man ihn einscharrt. Ich vernahm unendlich wie die Schellen, die am Halbe der Postpferde hingen, himmelten; wie die eisenbeschlagenen Räder auf dem Pflaster knirschten oder wie sie dem Wagenkasten einen Stoß gaben, wenn sie in eine andere Wagenspur geriethen; ich hörte den gleichmäßigen Galopp der Gendarmen um den Wagen und das Weitschneitkallen des Postillons. All das kam mir wie ein Wirbelwind vor, der mich davon trug. Durch das Gitterwerk eines kleinen Guckloches mir gegenüber richteten sich meine Augen ganz mechanisch auf die Inschrift, die in großen Buchstaben über dem Hauptthor von Vicetre eingemeißelt ist: „Hospital für alte Leute“.

Sieh da, sagte ich mir, es scheint wirklich Leute zu geben, die dort alt werden!

Und zwischen Wachen und Schläfen, wie man das so zu thun pflegt, verfolgte ich diesen Gedanken nach jeder Richtung in meinem von Schmerz beinahe schon stumpf gewordenen Hirne. Plötzlich änderte sich die Aussicht, als der Wagen von der Allee in die Landstraße einbog. Die Thürme von Notre-Dame tauchten auf, bläulich-schimmernd und nur zur Hälfte in dem dichten Nebel sichtbar, der über Paris lagerte.

Sogleich bekam auch mein Geist einen andern Gesichtspunkt. Ich war schon eine Maschine geworden wie der Wagen. Dem Gedanken über Vicetre folgte einer über die Thürme von Notre-Dame. — Die Leute da oben auf dem Thurme, wo die Fahne ist, müssen eine gute Aussicht haben, sagte ich bei mir und lächelte gleichgiltig dazu. Ich glaube, in diesem Augenblick hina der Priester wieder an, zu mir zu sprechen.

Ich habe ihn ruhig reden lassen. Ich hatte schon im Ohr den Lärm der Räder, das Klappern der Hufeisen, das Knallen des Postillons. Es war ein Geräusch mehr.

Ich hörte ruhig den monotonen Wortschwall mit an, der meinen Geist einschläferte wie das Murmeln einer Quelle. Seine Worte, zwar immer andere und doch immer dieselben, glitten an mir vorüber, wie die schiefen Ulmen an der Chaussee. Blöglisch schlug die barsche Stimme des Beamten, der auf dem Vorderitz saß, an mein Ohr.

„Nun, Herr Abbé,“ sagte er mit einem ziemlich fröhlichen Tone, „was giebt's denn Neues?“

Zu dem Priester wandte er sich, als er so sprach.

Der Gefängnißgeistliche, der unaufhörlich auf mich einredete und der bei dem Geräusch des Wagens nichts hörte, antwortete nicht.

„Zum Henker,“ fing der Beamte von Neuem an, indem er noch lauter sprach, um den Lärm der Räder zu übertönen, „das ist ja ein verwünschter Wagen.“

Verwünscht, — in der That!

Er fuhr fort:

„Bei diesem verdammten Gerumpel versteht man ja kein Wort. Was wollte ich doch gleich sagen? — Ach so — haben Sie schon das Allernueste aus Paris gehört?“

Ich zitterte, als ob er von mir sprechen wollte.

„Nein,“ sagte der Priester, der endlich zuhörte, „ich habe keine Zeit gehabt, die Morgenblätter zu lesen. Ich werde es heute Abend erfahren. Wenn ich den ganzen Tag, wie heute, beschäftigt bin, so lasse ich durch den Portier die Zeitungen aufheben und lese sie, wenn ich zurückkomme.“

„Ach — das geht nicht,“ fing der Beamte wieder an. „Das müssen Sie wissen! das Neueste aus Paris von heute früh.“

Ich nahm das Wort.

„Ich glaube, ich weiß es.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Solidarität.

Von Emil Rosenow.

Ganz abgerissen war er heute Morgen von der „Herberge zur Heimath“ gekommen und hatte die Arbeit angetreten. Der Werkmeister hatte ihn auf gute Empfehlung eingestellt. Seit der großen Lohnbewegung des Frühjahr's herrschte in der Fabrik das Bestreben, die organisierten Arbeiter durch „gutgesinnte“ Elemente zu ersetzen. Allmählig und unauffällig sollte es geschehen, denn auf eine Krasiprobe wollte es der technische Direktor der Maschinenbau-Aktiengesellschaft im Augenblick nicht antommen lassen. Die organisierten Arbeiter merkten wohl, wo hinaus man wollte, aber gegen diese Einzelenlassungen ihrer Kollegen waren sie machtlos. So ballten sie die Faust in der Tasche und sahen mit schelem Blick auf die Neuankommenden, die ihre langjährigen Kameraden verdrängten.

Der Neue von heute Morgen forderte ihren Grimm und ihr Mitleid zugleich heraus. Zum Frühstück hatte er trodenes Brot hinterher gewürgt und Mittags hatte er, anstatt zu essen, eine Stunde geschlafen. Sollte man es für möglich halten, daß ein Mensch, der die bitterste Noth litt, anstatt gemeinsam mit seinen Klassengenossen die Lohnverhältnisse zu bessern, sich von dem Unternehmer gegen seine eigenen Lebensinteressen verwenden ließ?!

Als am Feierabend die Arbeiter in Scharen durch das Fabrikthor strömten, warteten zwei Dreher auf den Neuling. Sie hatten in seiner Nähe gearbeitet und beobachtet, wie er den ganzen Tag, ohne aufzusehen, über der Drehbank lag und schließlich doch das Stück verdarb. Den mußten sie sich mal laufen! Schon eine ganze Weile warteten sie. Endlich, als der Portier eben das Thor zuwerfen wollte, kam er mit langen Schritten über den Hof gesetzt. Sie sahen seine eingefallenen, blassen Wangen, unter dem struppigen Schnurrbart die dünnen Lippen, und wieder erfaßte sie das Mitleid mit dem armen Teufel. Als er sie aus tiefen, müden Augen schen anblickte, rief ihn der eine an:

„He... Du bist doch der Neue! Wir sind auch von der Dreherei... Geh'n wir einen Weg?“

Dem Neuen war die Begleitung sichtlich unangenehm; er verlangsamte aber doch seinen Schritt und schob neben ihnen her, wobei er sie mißtrauisch von der Seite musterte.

„Bist wohl heute erst angekommen?“ frug der Andere wieder.

„Ja, von Ludenwalde bin ich rüber gewalzt.“

„Bist Du im Verband?... Ich meine, im Metallarbeiter-Verband?“

Der Neue that förmlich einen Sprung nach rechts, um die Entfernung zwischen sich und den Beiden zu vergrößern. „Ne“, sagte er, „ich bin christlich.“

Die Dreher lachten. „Na“, meinte der Eine, „Heiden sind wir doch schließlich auch nicht. Du wirst doch organisirt sein?“

„Ich bin im evangelischen Arbeiterverein.“

Die Beiden sahen einander an. Also darum hatte man ihn

eingestellt! Seit einem Monat mußten sich ihre Kameraden, Familienväter, langjährige Arbeiter, verdrängen lassen durch diese Gesellschaft von evangelischen Arbeitervereinigern, christlichen Jünglingsvereinigern, Gewervereinigern. Wie lange noch und auch an sie kam die Reihe! Der Jüngere von den Beiden warf einen wilden Blick auf den Neuling, doch der Ältere, der es bemerkt hatte, schüttelte unwillig den Kopf. Dann begann er:

„Hör' mal... der evangelische Arbeiterverein, das is' doch keine richtige Arbeiterorganisation. Wir sind fast Alle im Metallarbeiter-Verband... Wirst Du nicht auch beitreten?“

Der Neue warf ihnen einen verächtlichen Blick zu. „Ich werd' Eure Dummheiten mitmachen und werd' mir meinen guten Stand beim Werkmeister verderben!“

Den Jungen packte wieder der Born. „Hör' mal, Du,“ rief er, „achte mal auf Deine Worte. Wir sind keine Dummchen!“

Der Neue wollte etwas erwidern, als er aber in die bligenden Augen des Jungen sah, schwieg er.

Der Ältere legte sich ins Mittel. „Ihr wollt Euch doch nicht zanken? Wir sind Alle Arbeiter. Und das merl' Dir mal: Dummheiten machen wir nicht. Der Verband ist 'ne wichtige und nothwendige Organisation für uns Arbeiter. Wir betreiben die Aufklärung der Massen, erziehen sie zum Klassenbewußtsein; unser Unterstützungswesen ist anerkannt und organisirt. Du solltest Dich nur Deinen Kollegen anschließen, verstanden?“

„Ja,“ schaltete der Junge ein, „und wer sich davon abhalten läßt, um beim Werkmeister 'nen guten Stand zu haben, das is ein Kriecher! Auch verstanden?“

Der Neue sah ihn giftig an. „Also, id' bin 'n Kriecher? Is' gut... Aber wenn Du Kieindievelst mal durchgemacht hast, was ich durchgemacht hab', wirst Du anders reden. Drei Monate hab' ich in Regen und Kälte auf der Landstraße gelegen und hab' platt machen müssen bei Mutter Grün, weil 's nicht auf 's Schlafgeld langte. Nicht zu fressen gehabt... Kaum 'ne Kruste Brot, keinen heilen Fegen auf dem Leibe... Guä' Dir 'mal die Kluft an, die ich anhab'!... Ne, man is froh, wenn man wieder untergeschlüpft is und sucht sich die Arbeit zu erhalten.“

„Das is' schon recht,“ sagte der Ältere, „aber dann muß man auch die Verbesserung seiner Lage im Auge behalten. Man muß sich als Arbeiter fühlen, kameradschaftlich und solidarisch zu den anderen halten. Versuch' mal unsere Versammlungen, tritt dem Verband bei, lies unsere Zeitung... dann erfährst Du, was wir wollen.“

„Das kenn'n wir schon... 's Letzte is doch blos das Streiken. Ne, ich bin für Harmonie zwischen Kapital und Arbeit.“

Der Junge lachte über die aufgeschnappte, billige Phrase; der Ältere aber, besonnen, suchte ihn zu belehren.

„Siehst, das sind ja blos 'so 'ne Redensarten. Du hast nichts als Deine Arbeitskraft, die Du verkaufft. Je höher der Preis der Waare Arbeitskraft, desto besser Dein Leben. Das Kapital aber muß, im Gegensatz zu Dir, um billig zu produzieren zu können, den Preis der Waare Arbeitskraft herabdrücken. Wie kannst Du da von „Harmonie“ reden?“

„Das is alles gut und wohl,“ erwiderte der Neue. „Aber was nützt mir das? Ich will zu fressen haben und muß für meine Arbeit nehmen, was ich kriegen kann.“

„Oho! Mit dem Grundsatz verschlechterst Du nicht nur Deine, sondern unser Aller Existenz... Damit schädigst Du uns.“

„Was liegt mir an Euch!“

Der Junge fuhr auf. „Hör'... Du!!!“

Der Ältere hielt ihn ab, aber den Neuen hatte gegen den Jungen eine heiße Wuth gepackt. „Jawohl“, schrie er, „was liegt mir an Euch! Ich will arbeiten, um leben zu können, und wenn ich Euch verdränge, geschieht's Euch recht... Euch ist's zu wohl ergangen alle die Jahre, Ihr müht wieder rüber vom hohen Pferd! Solidarität! Jawohl, den Schwindel kennen wir! Ich pfeif auf Eure Solidarität! Wenn Ihr erst mal draussen liegt, seht zu, wer Euch hilft!“

Der Ältere hatte sich hoch aufgerichtet und blickte seinen Beschimpfer mit dem Ausdruck unsagbarer Verachtung an. Den Jungen aber riß sein Temperament fort. Er dachte an die Familienväter, die, im Dienste der Maschinenfabrik grau geworden, durch diese Zugezogenen aus der Arbeit verdrängt, nun vor den Arbeitsnachweihen umherirrten, und sinnlos vor Wuth packte er den Neuling an der Brust.

„Verdammter Strolch... ich schmeiß' Dich in die Gasse!“

Der war todtenbläß geworden, aber schon kam ihm der Ältere zu Hilfe. Er riß die Beiden auseinander. „Laß ihn... Du rührst ihn nicht an!“ Und zu dem Neuen gewendet: „Du hast uns beschimpft... troll' Dich, oder ich steh' für nichts.“

Der Neue schob das zerknitterte Brusttuch zurecht und entfernte sich.

In kurzer Entfernung gingen die beiden Eisendreher, der junge und der ältere, hinter ihm her. Die stille Straße mündete auf einen Platz, und vor ihnen erbrauste und brandete das Weltstadtleben Berlins. Dicht neben ihnen stieg eben eine Dame in eine Droschke, sodas der Saum ihres pelzverdrämen Ballmantels sie beide streifte. Ein Dandy folgte ihr, und der Duft einer Zigarette, vermischt mit einem süßen Parfümgeruch stieg ihnen in die Nase. Ueber ihnen jagten die Flüge der Stadtbahn dahin, auf dem weiten, lichtüberflutheten Plage kreuzten die Straßenbahnwagen, die Omnibusse, die Fuhrwerke, schob und drängte sich eine hastende Menge. Und der

ganze Lärm dieses Straßenlebens vereinigte sich zu der schauerlichen Symphonie des sozialen Kampfes, der durch die Gassen der Großstädte gellt.

Während die beiden Arbeiter sich einen Weg über den Platz bahnten, hatten sie den Neuen aus den Augen verloren. Jetzt betraten sie eine Seitenstraße. Gleich rechts lag ein großes Gebäude: Herberge zur Heimath. In dem Augenblick, da sie vorüberliefen, trat langsam, mit müdem Schritt und gesenktem Haupte der Neue heraus. Er stieß förmlich gegen die Beiden, und als er den Kopf wandte, duckte er sich erschreckt zusammen. Es war eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Nicht mehr der trotzig Blicke . . . eine schlaffe Gleichgültigkeit sprach aus seinen Zügen.

Die Arbeiter waren weiter gegangen. Jetzt blieb der Ältere stehen und kam langsam zu dem Neuen, der rathlos und hilflos an dem hohen Hause hinaufblickte.

„Was ist denn . . . ? Sag's nur . . .“

Der sah ihn zweifelnd an. „Was soll denn sein?“ murmelte er. „Ohne Geld wollen Sie mich nicht behalten . . . Ich hab' keines und zum Thürhakenputzen ist's jetzt zu spät. Nu kann ich ins Asyl gehen.“

Plötzlich übermannte ihn die Wuth. „Den ganzen Tag hab' ich geschuftet wie 'n Vieh,“ schrie er, „nichts gefressen hab' ich als zwei trodene Brotrinden, da muß man ja wieder zu Grunde geh'n!“

Der Junge war zu seinem Gefährten getreten, sie sahen einander an. Und plötzlich stieg in dem verbitterten Alten und in dem wilden Jungen das herrliche menschliche Erbarmen über alle anderen Gefühle. Sie griffen in die Taschen, suchten ihre Groschen zusammen und drückten sie dem Ausgestoßenen in die Hand.

„Da . . . und da . . . und da . . .!“

Der blickte sie eine Weile sprachlos an, dann brach ein Thränenstrom über sein verhungertes Gesicht.

„Wie . . . was gebt Ihr mir? . . . Ihr helft mir, und ich bin doch Euer Feind?“

Der Ältere wehrte ab. „Das laß' mal,“ sagte der Junge einfach.

Doch der Andere starre sie noch immer mit thränenden Augen an. „Ja, wißt Ihr denn, daß der Werkmeister gesagt hat, Ihr müßtet Alle 'raus, wir müßtet Euch 'rausbringen . . . Und Ihr helft mir?“

Sie hatten sich schweigend zum Gehen gewandt. Da ergriff er ihre Hände und drückte sie. „Vergebt mir,“ stammelte er, „vergebt mir. Ich hab' Euch beschimpft, aber es ist doch was Großes, was Ihr die Solidarität nennt. Jetzt hab' ich's erkannt an Euch, die Ihr Euren Gegner helft, weil er Arbeiter ist, und wenn's mir gelingt, mich emporzuarbeiten . . . ich bin der Eure, ich steh' Schulter an Schulter mit Euch für Eure Organisation und Eure Ideen!“

Er sah ihnen tief in die Augen, und sie wußten, daß er sein Gelübniß wahr machen würde. —

Kleines Heuiletton.

— Eine hindustanische Doktorin. Aus Madras gehen einer französischen Frauenzeitschrift interessante Mittheilungen über eine junge hindustanische Arztin zu, die sich während der gegenwärtig herrschenden Pestepidemie durch seltene Energie und bewundernswürthen Muth auszeichnet. Ruknabai ist die Tochter einfacher Leute, von denen sie, der Sitte ihres Landes gemäß, schon mit acht Jahren einem Eingeborenen als Braut zugefagt wurde. Als sie ein heirathsfähiges Alter erreicht hatte, führte der Vater sie dem von ihm erwählten Manne zu. Das kaum sechszehnjährige Mädchen entfloß aber dem ihm bestimmten Gatten sofort wieder, was natürlich im ganzen Orte die größte Bestürzung hervorrief. Die ebenso überraschten Eltern nahmen das eigenwillige Kind, obwohl sie damit gegen das Gesetz verstoßen, in Liebe bei sich auf, doch geriethen sie in nicht geringe Verlegenheit, als Ruknabai energisch erklärte, unter keinen Umständen zu dem ihr unsympathischen und bedeutend älteren Manne zurückkehren zu wollen. Was der Bruch eines Verlöbnißes in Indien eigentlich bedeutet, davon kann man sich bei uns kaum einen Begriff machen. Die gesetzgebenden Brahminen betrachten ihn als ein schweres Verbrechen. Das unerhörte Ereigniß rief noch größere Sensation hervor, sobald es bekannt wurde, daß sich die Eltern auf die Seite ihrer Tochter stellten und sie nicht zum Zusammenleben mit dem Verhassten zwingen wollten. Da mißfiel sich aber die Priester ein, die aus Furcht, das böse Beispiel könne Nachahmung finden, den zurückgewiesenen Bräutigam dazu er-muthigten, einen Prozeß anzutreten. Als dieser zur Verhandlung kam, erregte er die Aufmerksamkeit aller in Indien ansässigen Engländer. Der Kläger hatte zwar das hindustanische Gesetz auf seiner Seite, aber die Sympathien der Weißen wandten sich dem muthigen jungen Mädchen zu, und dem Einfluß der Gönner gelang es, Ruknabai den Prozeß gewinnen zu lassen. Diese hielt sich nun für frei, mußte jedoch bald einsehen, daß sie die Rechnung ohne die Brahminen gemacht hatte, die den ihren Gesetzen entgegen-gestellten Widerstand auf jeden Fall zu brechen gedachten. Sie stredten ihrem Protegé, dem verschmähten Gatten, die nöthigen Geldmittel vor, damit er seine Angelegenheit vor die höchste Instanz des Landes bringen konnte, und wählten einen sehr gewiegten eng-lischen Advokaten, von dem sie überzeugt waren, daß er zu ihnen und nicht zu seinen Landsleuten hielt. Der oberste Gerichtshof ver-urtheilte nun die Eltern zu einer Geldstrafe und die Tochter zur

Heirath mit dem ihr verlobten Manne. Ruknabai verlor aber auch jetzt noch nicht den Muth und weigerte sich standhaft. Der Er-trag einer von den englischen Damen von Calcutta, Madras und Bombah veranstalteten Sammlung reichte aus, um die Heldin der beiden Prozesse „freizulassen“ und nach England zu schicken. In London warf sie sich mit Eifer auf das Studium der Medizin, er-warb den Doktorgrad und lehrte dann wieder in die Heimath zurück, um ihre Landsleute zu pflegen. Vor kurzem hat nun die englische Regierung in Sutra ein Hospital für Eingeborene errichtet, als dessen Leiterin und erste Arztin Ruknabai eingeseht worden ist. Die Hindus verehren sie jetzt fast ebenso wie ihren „Jogi“, und nur sie kann die Leute dazu bewegen, irgend welche Vorsichtsmaßregeln gegen die Pest zu gebrauchen. Ein ganzer Flügel des Kranken-hauses ist nur für Pestkranke bestimmt, aber der Raum reicht kaum aus, um allen dorthin gebrachten Patienten Aufnahme zu gewähren. Die dunkelhäutige Doktorin ist 28 Jahre alt, besitzt eine schlanke hochgewachsene Figur und ein intelligentes, sympathisches Gesicht. —

— Die Heirathschancen der Mädchen in verschiedenen Lebensaltern hat ein französischer Statistiker festgestellt und in Ziffern zur Anschauung gebracht. Die allgemeine Annahme, daß ein Mädchen im Alter von 15—20 Jahren dem Manne am anziehendsten erscheint, wird von diesem Statistiker über den Haufen geworfen; aus seinen Ziffern ergibt sich vielmehr, daß von 100 Bräuten nur 13 in diesem Alter an den Traualtar gelangen, kaum viel mehr, als in dem Alter von 30—35 Jahren. Die meisten Mädchen schreiten im Alter von 20—25 Jahren zur Trauung, nämlich 36 aus jedem Hundert. Bemerkenswerth ist, daß das nicht nur auf Frankreich zutrifft, sondern auf fast jedes andere zivilisirte Land, und daß man allenthalben nur noch selten „Badfische“ von 15 Jahren mit bartlosen Bürschlein von 18 Jahren sich vernählen sieht, daß das Paaren vielmehr fast durchwegs in gereiftem Alter geschieht. In dem Alter von 20—25 Jahren sind, wie gesagt, die Ansichten der Weiblichkeit, unter die Haube zu kommen, am günstigsten, je weiter aber das Mädchen das 25. Jahr hinter sich läßt, desto geringer werden seine Heirathschancen. Bis zu der ominösen „Dreißig“ läuten immerhin noch 22 von 100 Zu-künftigen die Hochzeitsglocken. Dann aber geht es rapid abwärts: Von 30—35 heirathen nur 12 von 100; von 35—40 sechs von 100; von 40—45 fünf von 100. Im Alter von 45 bis zu 50 Jahren wird von 40 „späten Mädchen“ nur eine Braut und Frau. Daß es auch für 60jährige Jungfrauen noch einen Liebesfrühling giebt, beweist die statistisch festgestellte Thatsache, daß in dem Alter von 60 bis 65 Jahren eine von 365 Jungfern unter die Haube kommt. Die größten Konkurrentinnen der Jungfrauen sind die Wittwen. Auf fast jeder Altersstufe ver-heirathen sie sich bei gleicher Zahl sicherer als die jungen Mädchen. Von je 1000 Heirathen werden 858 zwischen Perionen geschlossen, die nie vorher verheirathet waren, 66 zwischen Wittvern und Jung-fern, 35 zwischen Junggesellen und Wittvern und 41 zwischen Witt-vern und Wittvern. Hieraus ergibt sich, daß Fräulein, die schon das 20. Lebensjahr überschritten haben, noch bis zu ihrem 26. Jahre die allerbester Heirathschancen haben, bis zum vollendeten 30. Jahre noch bessere Ansichten, als die Mädchen zwischen 15 und 20 Jahren, und selbst bis zum 36. Jahre fast noch ebenso gute Chancen wie die „Badfische“. —

Kunst.

ar. Die erste Sezessions-Ausstellung in Berlin. Die Berliner Sezession wird vom Mai bis Oktober d. J. eine Deutsche Sezessions-Ausstellung veranstalten, die in einem neuen, geschlossenen Rahmen einen Ueberblick über die besten Erzeugnisse der modernen deutschen Kunst geben soll. Die Berliner Sezession wird dabei in ihrem Vorhaben von ihren Münchener, Dresdener, Karlsruher und Worpstädter Genossen lebhaft unterstützt. Es haben schon eine Reihe ausgezeichnete Kräfte zu-ge-sagt, so daß man Aussicht hat, eine ganz vortreffliche Ausstellung zu bekommen. Auch die Frage des Ausstellungsgebäudes geht der Lösung entgegen. Es besteht der Plan, das Haus auf der Gartenstraße des Theaters des Westens, an der Ecke der Kant- und Fasanenstraße, zu errichten. Bernhard Sehring soll der Er-bauer sein. Das Haus wird ganz seinen Zwecken entsprechend ge-staltet, schließt aber mit künstlerischem Geschmac. Als Erholungsort wird der Garten den Ausstellungsbesuchern zu Gute kommen. —

Erziehung und Unterricht.

— Der fakultative Schwimm-Unterricht in den Hamburger Volksschulen wird, wie der „Hamb. Kor.“ mittheilt, zu Anfang des nächsten Quartals zur Einführung kommen. Von der Ober-Schulbehörde ist in allen Schulen eine Umfrage gehalten worden, um festzustellen, ob sich die genügende Zahl Lehrkräfte finden würden. Es haben sich darauf 197 Herren gemeldet, die geneigt und auch befähigt sind, den Schwimm-Unterricht zu erteilen. Es stehen demnach noch einmal so viel Lehrkräfte zur Verfügung, als erforderlich sind. Unter diesen befinden sich 46 Lehrer, die eine praktische Ausbildung in der königlichen Turnanstalt in Berlin erhalten haben. In den nächsten Tagen werden in der Bades-Anstalt in Eimsbüttel gemeinsame Uebungen stattfinden, und zwar ist die Theilnahme an einem Kursus auf 12 Herren festgesetzt, damit nach gleicher und bewährter Methode in allen Schulen gelehrt wird. Es ist beabsichtigt, von Uebungen der einzelnen Schüler ab-zuziehen und sofort mit den Uebungen einer größeren Zahl zu be-ginnen. —

Archäologisches.

— Interessante archäologische Funde, die der Steinzeit angehören, wurden, wie man der „Tägl. Rundschau“ schreibt, in der letzten Sitzung der archäologischen Gesellschaft in Petersburg vorgelegt. Sie sind gefunden auf dem letzten Ausflug der Gesellschaft in der Nähe der Station Wologoje an der Nikolajewer Bahn und bestehen aus Götzenbildern. Es sind Ueberreste bizarrer geformter Thiere, mit Pfeilen bewaffnet, deren Schuß und Hilfe von dem Jäger der Steinzeitperiode erlitten wurde gegen die Gefahren der damaligen Thierwelt. Es stellt sich auch hier heraus, daß der Mensch in jener Periode in seinen religiösen Vorstellungen nicht so sehr von seinem Ebenbilde beeinflusst wurde, sondern zunächst von den ihn umgebenden Dingen in der Natur. Merkwürdig ist, daß die Fetischvorstellungen in der Steinzeit fast auf allen Gebieten der Erde eine überraschende Ähnlichkeit aufweisen. —

Mineralogisches.

ss. Kostbare Meeresande. Seit einigen Jahren wurde der Meeresand im Gebiete des brasilianischen Hafenortes Prado (Provinz Bahia) von ausländischen Schiffen als Ballast gesucht. Die dortige Regierung kannte den Grund davon nicht, und ihr Ersiaumen wurde noch gesteigert, als sie erfuhr, daß ganze Schiffsladungen dieses Sandes, natürlich zu den billigsten Preisen, nach auswärts verschifft werden. Es tauchte das Gerücht auf, die Sande von Prado wären goldhaltig, und diese Vermuthung erhielt sich infolge des bedeutenden spezifischen Gewichtes jener Sande, auf das man jetzt erst aufmerksam wurde. Die Hoffnung, eine neue Goldgrube entdeckt zu haben, wurde jedoch durch die chemische Untersuchung zerstört, denn es war kein Gold in den Sanden zu finden. Indes ließ jetzt die Regierung von Bahia nicht nach und wollte unter allen Umständen dahinter kommen, worin der räthselhafte Werth der Meeresande für die ausländischen Schiffe bestünde. Sie belegte die Ausfuhr des Sandes mit einem hohen Zoll und betraute einen amerikanischen Ingenieur, Namens John Gordon, gegen eine jährliche Pachtsumme mit der Ausbeutung eines Theils der Sandzone von Prado. Nachdem sie sich so einen Theil des geheimnißvollen Gewinns gesichert hatte, entsandte die Regierung Dr. Alfredo Pinto nach Europa, damit er verschiedene Proben des Sandes dort genau untersuchen ließe. Dies geschah mit übereinstimmenden Ergebnissen in Laboratorien zu Paris, London und Berlin. In der That stellte sich heraus, daß die Sande einen bedeutenden Werth befaßen. Sie enthielten zwar keine edelen, aber verschiedene seltene Metalle, die durch den ungeheuren Aufschwung der Gasglühlicht-Industrie hoch im Preise stehen. Dies sind unter Anderen die zu den sogenannten seltenen Erden gerechneten Leichtmetalle Didym, Cer und Thor, letzteres an Werth allen anderen überlegen. In der Natur finden sich die Oxyde dieser Grundstoffe gewöhnlich mit phosphorsauren Verbindungen anderer seltener Metalle in einem Mineral vermischt, das den Namen Monazit führt. Die Sande von Prado sind nun außerordentlich reich an Monazit, der die erwähnten für die Gasglühlicht-Industrie werthvollen Stoffe zum Theil in recht bedeutenden Mengen enthält. So ist das Thorium-Oxyd in einem Verhältnisse von 2—20 pCt. enthalten, und das reine Cerium sogar in 62—70 pCt. John Gordon war übrigens der erste, der den Gehalt der Sande von Prado an Monazit feststellte. Er machte an Auer von Welsbach davon Mittheilung und verband sich darauf mit der Gasglühlicht-Gesellschaft in Wien, die ihn mit der Ausbeutung der Sande von Prado beauftragte. Ende 1897 hatte die Gesellschaft bereits 1800 000 Kilogramm Sande aus Brasilien erhalten. —

Technisches.

— Gefahren gußeiserner Schwungräder. Man kann ein schweres eiserne Schwungrad, selbst wenn es nicht etwa durch ein Durchgehen der Maschine zu einer mehr als zulässigen Umdrehungsgeschwindigkeit kommen sollte, immer als eine geladene Bombe betrachten, da infolge der ungleichmäßigen spröden Struktur des Gußeisens ab und zu Brüche mit verheerenden Folgen ohne äußere Veranlassung vorkommen. In Deutschland baut man heutzutage wohl nur noch Schwungräder von einer gewissen Größe mit schmiedeeisernen Speichen, häufig auch mit ebensolchen Kranzen, in England aber hat sich erst kürzlich wieder ein Unfall ereignet, welcher einem dortigen Ingenieur Veranlassung bietet, auf die Gefahren gußeiserner Schwungräder einzugehen. Die „Mittheilungen aus der Praxis“ schreiben, wie wir der „Technischen Rundschau“ entnehmen, darüber: Ein Walzwerk in Lensionne bei Sheffield wurde von einer großen Maschine angetrieben, deren Schwungrad 9 Meter Durchmesser besaß und 42 Tonnen wog. Die Maschine lief meistens mit 60 Umdrehungen, wobei sie eine Umfangsgeschwindigkeit des Kranzes von 27,4 Meter pro Sekunde ergibt; Morgens zerplatzte das große Schwungrad, und Stücke von 20 bis 40 Zentner Gewicht flogen mit großer Gewalt nach beiden Richtungen, durchbrachen das Dach und zerstückelten die Dampfleitungen. Zwei Mann wurden dabei getödtet und drei andere schwer verletzt. Dabei zeigt die Rechnung, daß die Maximal-Fliehkraft des Rades innerhalb der Grenzen lag, welche man als sicher gegen Unfall betrachtet.

Ein Schwungrad ist ein Akkumulator, in welchem eine kinetische Energie aufgespeichert wird, die proportional ist dem Gewicht des Kranzes und dem Quadrat der Umfangsgeschwindigkeit desselben; aus diesem Grunde nimmt man die Geschwindigkeit desselben so

groß, wie es nur die Sicherheit gestattet. Die Kranze der großen Schwungräder sind aus Segmenten zusammengesetzt, die unter sich verbunden und mit gußeisernen Armen verbolzt sind, die wiederum in einer gußeisernen Nabe stecken, welche meistens aus einem Gußstück besteht. Wenn ein solches Schwungrad rotirt, so erzeugt die Zentrifugalkraft bei demselben eine Zugspannung im Kranz und eine radiale Spannung in den Speichen, während der Kranz an den Verbindungsstellen mit letzterem radial beansprucht wird, und zwischen den Armen auf Biegung nach außen. Sieht das Schwungrad die aufgespeicherte Energie zurück, so geschieht dies rückwärts durch die Speichen nach der Schwungradwelle. In dieser Weise werden durch hin und her gehende Bewegungen Biegungen der einzelnen Schwungradtheile veranlaßt. Gußeisen mag nun ein vorzügliches Konstruktionsmaterial sein, wenn es auf Druck beansprucht wird, beispielsweise bei Säulen. Aber Maschinenkonstruktionen, welche Biegungen erliden müssen, daraus herzustellen bei großen Lasten, ist nahezu strafbar. Aus diesem Grunde hat man die Material für Eisenbahnbrücken, und selbst beim Häuserbau für Träger, fast ganz aufgegeben; ebenso sollte es bei den stark bewegten Schwungrädern verboten sein. Bei diesen kommt noch dazu, daß aus irgend einem Grunde die Maschine einmal durchgehen kann, und gesetzt, die Geschwindigkeit beträgt dabei die doppelte der normalen, so vervielfachen sich die Zentrifugalkräfte, und wenn nun die Fliehkraft des Kranzes eine Geschwindigkeit von 30,5 Meter überschritte, so würde Gußeisen nicht widerstehen können. —

Humoristisches.

— Mahnung. In eine Familie kommt ein Better vom Lande und wird zu Tische geladen. „Thun Sie ganz, als ob Sie bei sich wären!“ muntert ihn die Hausfrau beim Essen auf. Das läßt sich der Better nicht umsonst gesagt sein und haut tüchtig ein, so daß die Platten sich bedenklich rücken, und der kleine Karl fürchtet, beim Essen nicht auf seine Rechnung zu kommen. Eine Zeit lang steht er noch zu, da sich aber der Appetit des Betters nicht im Geringsten zu vermindern scheint, bemüht er eine Pause im Gespräch der Großen und sagt: „Lieber Better, bitte, wollen Sie nicht jetzt einmal thun, als ob Sie — bei uns wären?“ —

— Schrecklich. Herr: „Denken Sie sich einmal, Sie würden auf eine Wüste, einsame Insel verschlagen; kein Mensch wäre zu Ihrer Hilfe da.“

Fräulein (entsetzt): „Das wäre schrecklich... mein Kleid wird ja auf dem Meere zugeknöpft!“ —

— Drohung. Chefredakteur (eines belletristischen Blattes, zum Redakteur): „Herr Huber, wenn Sie sich noch einmal so inoffert gegen mich benehmen, bekommen Sie durch drei Monate die Prüfung der Iyrischen Gedichte.“ — (Peggend. hum. Bl.)

Notizen.

— Hofkapellmeister Hans Richter schiedet mit Ende dieser Saison aus der Wiener Hofoper. Er beabsichtigt, nach Amerika zu gehen. —

ar. Die Kunstmaterialien-Fabrik G. V. Möwes in Berlin hat der Hochschule für die bildenden Künste für ihre Zwecke und zum Besten armer Studirender Farben- und Mal-Alten-silien im Werthe von jährlich 2000 M. gestiftet, so lange die Fabrik unter jener Firma bestehen bleibt. —

— Der belannte Hallenser Strafrechtslehrer Biszt hat einen Ruf an die Universität Berlin erhalten und angenommen. —

— In Rußland haben die Frauen den Männern den Erwerbszweig des Klavierstimmens entzogen. Sie verdienen damit in den größeren Städten noch zwei bis drei Rubel. —

— Dem Naturhistorischen Museum zu Berlin ist die ethnographische Sammlung des verstorbenen Prof. Wilhelm Foerst überwiesen worden, die als die siebentgrößte Sammlung dieser Art in Deutschland bezeichnet wird. —

— Der den Blasenrost der Bohnenstiele erzeugende Pilz ist in Deutschland neuerdings mehrfach beobachtet worden. Bei Neuanspflanzungen von Kieferstämmchen in den Baumschulen nimmt man jetzt darauf Bedacht, dieselben mindestens fünfzig Meter von Nadelbäumen — Stadelbeeren und Johanniskraut — entfernt auszusäen, wobei zweckmäßig beide Pflanzenarten noch durch andere Bäume getrennt werden können, um eine Uebertragung der Pilzsporen durch den Wind zu verhindern. —

— In Usongo herrscht nach einer Mittheilung von W. Berther die Sitte, daß die Kinder von richtig geheiratheten Frauen nicht thronfolgeberechtigt sind, sondern nur die Kinder von Sllabinnen oder Konkubinen des betreffenden Häuptlings. Sind solche nicht vorhanden, so geht die Herrschaft auf den Bruder bezw. dessen außereheliche Kinder über. —

— Auf den höchsten Punkt Deutschlands, die Zugspitze, soll durch einen Münchener Ingenieur eine elektrische Bahn gebaut werden. Die zum Bau des Tunnels nöthigende Kraft sowie die später zum Betrieb nöthige Energie soll durch eine große Turbinen-Anlage aus der Loisach gewonnen werden, deren Kraft man auf über 1000 Pferdestärken berechnet. Der Berg soll also durch seine eigene Kraft, das herabfließende Wasser, bezwungen werden. —